

Predigt Caspar David Friedrich: Der Mönch am Meer

Psalm 104

Evangelium: Joh 4,21 – 27.31-34

Jesus spricht zu der samaritanischen Frau: Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, dass ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. ²²Ihr betet an, was ihr nicht kennt; wir beten an, was wir kennen; denn das Heil kommt von den Juden. ²³Aber es kommt die Stunde und ist schon jetzt, dass die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn auch der Vater will solche Anbeter haben. ²⁴Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. ²⁵Spricht die Frau zu ihm: Ich weiß, dass der Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn dieser kommt, wird er uns alles verkündigen. ²⁶Jesus spricht zu ihr: Ich bin's, der mit dir redet. ^{27/31}Unterdessen kamen seine Jünger und sprachen [zu ihm]: Rabbi, iss! ³⁴Jesus spricht zu ihnen: Meine Speise ist die, dass ich tue den Willen dessen, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.

Predigt-Text: Hiob 38,1-21* (erst in der Predigt zu lesen)

1 Und der Herr antwortete (Hiob) aus dem Sturm und sprach: 3 Gürtel deine Lenden wie ein Mann! Ich will dich fragen, lehre mich!
 4 Wo warst du, als ich die Erde gründete? Sage mir's, wenn du so klug bist! 5 Weißt du, wer ihr das Maß gesetzt hat oder wer über sie die Messschnur gezogen hat?
 6 Worauf sind ihre Pfeiler eingesenkt, oder wer hat ihren Eckstein gelegt?
 8 Wer hat das Meer mit Toren verschlossen, als es herausbrach wie aus dem Mutterschoß, 9 als ich's mit Wolken kleidete und in Dunkel einwickelte wie in Windeln, 11 und sprach: »Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!«?
 16 Bist du zu den Quellen des Meeres gekommen und auf dem Grund der Tiefe gewandelt? 17 Haben sich dir des Todes Tore je aufgetan, oder hast du gesehen die Tore der Finsternis? Sage es, wenn du das alles weißt! 19 Was ist der Weg dahin, wo das Licht wohnt, und was ist die Heimstatt der Finsternis, 20 dass du sie nachhaus bringen ... könntest? 21 Das musst du doch wissen!

Liebe Brüder und Schwestern,
zwei Menschen, zwei Wege, zwei Tode, aber *ein* Bild!
Der eine Mensch ist erst 15 Jahre alt, aber – vor drei Monaten erst war seine Mutter mit nur 34 Jahren verstorben. Mit seinem Vater geht er 1810 durch die Berliner Akademie-Ausstellung, sieht dieses Bild – es riecht noch nach Farbe -, bleibt versunken stehen und wünscht es sich von seinem Vater. Der kauft es – und das Bild wird den Jungen nun sein Leben lang begleiten in jedes Schlafzimmer. Ein Bild des unendlichen Trostes. – Dieser junge Mann ist der Kronprinz, der später als Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen sein wird.

Der andere ist 33 Jahre alt – und länger schon schwermütig; preußischer Offizier, aber mehr noch Poet. Auch er bleibt wie angewurzelt stehen vor diesem Bild und veröffentlicht dazu in den Berliner Abendblättern folgende Zeilen über den Mönch am Meer: „Nichts kann trauriger und unbehaglicher sein, als diese Stellung in der Welt: der einzige Lebensfunke im weiten Reiche des Todes, der einsame Mittelpunkt im einsamen Kreis. Das Bild liegt, mit seinen zwei oder drei geheimnißvollen Gegenständen,

den, wie die Apokalypse da, ..., und da es, in seiner Einformigkeit und Uferlosigkeit, nichts, als den Rahm[en], zum Vordergrund hat, so ist es, wenn man es betrachtet, als ob Einem die Augenlieder weggeschnitten wären.“¹

Hier also ist das Bild niederschmetternd, es tut einem geradezu Gewalt an. Ein entgrenztes Bild, das nach links, rechts, oben unendlich fortgemalt werden könnte. Es verweigert, was Kunst bislang ausmachte: dass die Gegenstände harmonisch gruppiert sind; dass die Ränder auf die Mitte weisen; dass Schatten und Perspektive die Augen zum Licht führen, zum Sinn. All dem verweigert sich der Maler hier und schafft ein radikal modernes Bild. Es reduziert auf das Wesentliche: Mein kleines, winziges Leben, das zwischen Sand, Meer und Himmel zerrieben wird. – Der Dichter war Heinrich von Kleist; er hat sich ein Jahr später erschossen.²

Was hat Caspar David Friedrich hier für ein Bild gemalt? Trost und Verzweiflung – aber „unvermischt und ungetrennt“. Es ist Ansichts-Sache oder besser Glaubenssache,

¹ Nach Eimer, CDF. Auge und Landschaft 132f.

² Zusammen mit der unheilbar kranken Henriette Vogel.

was hier überwiegt. Denn beides liegt offenbar darin. Friedrich selbst beschreibt sein Bild so: »Es ist nemlich ein Seestük, Vorne ein öder sandiger Strand, dann, das bewegte Meer, und so die Luft. Am Strandte geht Tief-sinnig ein Mann, in schwarzem Gewande; Möfen fliegen ängstlich schreient um ihn her, als wollten sie ihm warnen, sich nicht auf ungestümmen Meer zu wagen. – Dies war die Beschreibung, nun kommen die Gedanken:“ – aber die sparen wir noch auf und bleiben bei der Beschreibung: Der helle Sandstrand, hügelig wie das schwarze Meer mit den Schaumkronen. Aus dem Meer steigt der ebenso schwarze Himmel; vom Sturm zerzaust öffnet er sich nach oben dem Licht, doch darüber droht neues Dunkel. – Und irgendwoher kam dieser dunkel gewandete Mann, den nicht Friedrich, aber schon die ersten Betrachter des Bildes als Mönch wahrnahmen. Wie kommt ein Mönch an so einen einsam-unendlichen Strand? Natürlich ist das nicht Pater Ingobert aus dem Kloster Ribnitz; das wäre lächerlich. Es ist DER Mönch. Er ist hier, weil ihm die Aufklärung sein Kloster zerhauen hat: Descartes, Lessing, Kant, das waren die Geister, die

im noch nah zurückliegenden 18. Jahrhundert das Denken, den Menschen, ja die Welt vom Kopf auf die Füße gestellt hatten, sagten sie. Alles wird jetzt von der Vernunft geprüft, sogar die Vernunft selbst. Und das Unvernünftige, das Geheimnisvoll-Mystische, alles, was sich einer objektiven Erklärung entzieht, wird bitteschön verabschiedet – in Frankreich brüsk, in Deutschland höflich. Und dieses Erdbeben der Vernunft hat auch das Kloster dieses Mönchs durchgerüttelt und zur Ruine gemacht. Das mystisch-bergende Halbdunkel seiner weihrauchschwangeren Klosterkirche – weg! Die Gemeinschaft rings um das heilige Mysterium des gewandelten Leibes Christi – weg! Die geistige Beheimatung des Glaubens in einer über Jahrhunderte gereiften Dogmatik – weg! – Und so treibt ihn, unseren Mönch, die Aufklärung hinaus in die feindliche Welt, zwangsverkettet an seine ihn nun peinigende Vernunft, bis er dahin kommt, wo die Welt am feindlichsten ist, am äußersten Meer. Und er grübelt nicht versunken, sondern er windet und krümmt sich. Was er im Kloster weder durfte noch konnte noch wollte, das geht hier: Er schreit. Er schreit seinen Zweifel und

seinen Trotz, seine Ohnmacht und seine Angst heraus! Hier kann er schreien, es hört ihn doch niemand; das tosende, unaufhörlich stampfende Meer verschluckt alles – außer: dieser Gott, – falls es ihn vernünftiger Weise überhaupt noch geben darf oder geben kann – außer Gott hört ihn vielleicht durch das Gebrüll in ihm und um ihn hindurch. Mönch am Meer. Wind und Wellen. Verzweiflung und *kein* Trost. „Gott, was hast du dir gedacht mit dieser Vernunft?! Die ist doch auch von dir! So viel ist uns auf einmal neu und strahlend hell erschlossen! Aber soviel Bergend-Gewohntes liegt in Trümmern – und wo ist Ersatz? Gott, bis zur Unkenntlichkeit bist du rationalisiert! Zeig Dich gefälligst! Zeig dich neu, von mir aus, aber zeig dich! Sonst ist mein Leben nichts mehr wert als in diesen schwarzen Wassern unterzugehen, im Chaos der Urflut, die schon vor der Schöpfung die Welt überspülte.“ So denkt der Mönch – und wer – könnte nicht mit ihm denken? Doch aus diesem selbstmörderischen Sog wecken ihn die Möwen, die um seinen Kopf kreischen, dass er jaa an Land bleibe. Denn es gilt jetzt – hellwach – innerlich zu hören. Gott antwortet jetzt durch Sturm, Mö-

wen und Wasserbrausen hindurch. Er antwortet, wie er einst schon dem Hiob geantwortet hatte in Kap. 38: Hiob 38,1-21*
Mann-o-mann, sagt Gott, beeindruckend und putzig, erhaben und fast amüsan, was du da jetzt alles ergründen und analysieren und dekonstruieren und durchleuchten kannst. Schön, mach weiter, aber glaub‘ jaa nicht, dass du dich damit in eine Augenhöhe zu mir hinaufdenken könntest. Etwas Schaffen und dem Hinterher-Sinnen, das ist nicht dasselbe. Du magst mit den von mir geschenkten Gaben viel vollbringen, sogar Gutes – aber du bleibst ein sterbliches Geschöpf; ganz und gar abhängig von meiner Macht und meiner Gnade. Die grausam-schwarze Chaosflut, die an dein Leben brandet, habe ich gebändigt, indem ich den Strand schuf. Glaube nur nicht, du könntest die Kraft des Todes zur sanften Wellness-Woge rationalisieren. Denk nur weiter – denk noch manchen von meinen Gedanken, bitte!, aber glaube nicht, dein Denken könnte jemals meine Macht und Gnade überspringen! So spricht Gott hier in diesem Bild – und sich dies sagen zu lassen, das heißt: aus seinem Tempel vertrieben sein –

dazu, Gott endlich in Geist und Wahrheit anzubeten; nackt, ungeschützt, ausgesetzt.

Hier passt Friedrichs eigene Interpretation seines Bildes, die ich noch schuldig geblieben bin. Er schreibt: „Und sännest du auch vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zur sinkenden Mitternacht; dennoch würdest du nicht ersinnen, nicht ergründen, das unerforschliche Jenseits! Mit übermüthigem Dünkel, wähnest du der Nachwelt ein Licht zu werden, zu enträzlen der Zukunft Dunkelheit: was heilige Ahndung nur ist, nur im Glauben gesehen und erkannt, endlich klar zu wissen und zu verstehen! – Tief zwar sind deine Fußstapfen am öden sandigen Strandte: doch ein leiser Wind weht darüber hin, und deine Spuhr wird nicht mehr gesehen: Thörichter Mensch voll eitlem Dünkel!“³

Das ist der romantische Reflex auf die Aufklärung. Auch die Romantik weiß, dass wir nicht hinter die Aufklärung, hinter das voll-entwickelte Besteck der Vernunft zurück können. Aber sie weigert sich, im beißenden Licht der Vernunft schon die volle Wirklichkeit der Welt oder gar

die Wahrheit des Menschen zu sehen. Nicht im kalten „Enlightenment“ der Vernunft findet der Mensch zu sich selbst, sondern im Dämmerlicht, im Halbdunkel von Ahnung, Sehnsucht und Gefühl. – Gott, meine Beziehung zu ihm und mich selbst kann ich nicht begreifen wie der Verstand Dinge begreift. Anders als wenn ich eine Metaphysik, eine Weltanschauung denke oder nach-denke, anders als ich eine Moral denke oder befolge, anders ist „Religion“. Sie ist eine „eigene Provinz im Gemüt“, sagte der Theologe Friedrich Schleiermacher. Er bestaunte in Dresden den unfertigen „Mönch am Meer“ in Friedrichs Atelier auf der Staffelei - einen Monat vor der Vollen- dung - und riet Caspar David Friedrich heftig zu, das Bild noch in die Akademie-Ausstellung zu bringen.

Für Schleiermacher ist Religion „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“, ein unmittelbares Ahnen über alles Objektive, Erklärbare hinaus, ein Ahnen, das von mir selbst gar nicht abgelöst werden kann, weil ich immer nur selbst ahnen kann. In diesem Ahnen und Sehnen bin ich auf mich allein zurückgeworfen und deshalb kann Schleiermacher auch sagen, Frömmigkeit – ist auch wieder kein

³ Busch, CDF 57.

Für-wahr-Halten des Katechismus, keine himmlische Moral – sondern Frömmigkeit ist „das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit“. Weil ich spüre, ahne, dass ich abhängig bin, kann ich dieses Wesen, welches MICH im Innersten zusammenhält, nicht wie ein Froschbein oder wie ein Schwefelsäure-Molekül sezieren und für andere objektiv fest-legen. Dann würde ich meine Abhängigkeit abschütteln und dieses Wesen, Gott, hätte mit mir nichts mehr zu tun. Damit würde ich aber nicht nur Gott, sondern mich selbst verlieren. Ich finde Gott nur, wenn er mich findet. Und wenn er mich findet, finde ich passiv zu mir – als dem Abhängigen von ihm. Das hat Schleiermacher erst geahnt, dann durchdacht, dann geschrieben. Er hat sicher mit Friedrich darüber gesprochen, der es ebenfalls geahnt und eben gemalt hat. Der Mönch ist so modern, weil er weder anderen noch sich selbst Gott als alten Mann mit weißem Bart vermitteln kann. Sein „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“ treibt ihn aus der Buchstaben-Weisheit an die schwarz-stürmende See, ja, in seinem überheblichen Dünkel ballt er vielleicht die Fäuste gegen diesen Gott, der so viel größer ist als alle

Wissenschaft – und dann sinkt sein Kinn doch wieder auf die Brust, weil er die Abhängigkeit spürt von dieser Macht – und das lehrt ihn Demut. Demut nicht als Lebenshaltung, dann wäre sie wieder vorzeigbarer Besitz im Goldkäfig; nein, Demut als Tat: „Wenn ich JETZT im Sturm stehe und Gott zu mir sagt: Kannst *Du* etwa die Welt ermessen und die Pforten des Todes und das Licht selbst nachhause führen? Das müsstest Du doch können als vernünftiges, gottgleiches Wesen! – dann schreie ich JETZT in den Sturm hinein: „Ja, Gott, *du* bist es und nicht ich. - Und nur weil *du* mich hältst, kann ich hier stehen! Nur weil *du* bleibst, darf mich verschlucken der schwarz-wogende Tod.“ – Das ist die Demut des Kreuzes. - Mönch am Meer. Wind und Wellen. Zweifel und - Zuversicht.

Kommen wir nochmal zurück zu den zwei so grundverschiedenen Interpreten des Bildes: Prinz Friedrich Wilhelm und Heinrich von Kleist. Ihre zwei Sichtweisen des Bildes zeigen, dass nicht nur Gott, sondern auch der Glaube nicht objektiv festlegbar dargestellt werden kann. Die Ahn(d)ung, die Sehnsucht, das kann dargestellt wer-

den, aber nicht, ob diese Sehnsucht zur Erfüllung kommt und wie. Dann wäre dieser Gott etwas Drittes neben dem dargestellten Mönch und mir als Betrachter – so wie das Meer oder der Strand. Nein, der Mönch ringt, der Prinz erkannte sich in ihm, dass er in all den bedrängenden Lebensstürmen von Gott gehalten ist. Er ist an den Rand des grollenden Meeres geführt, aber nicht hinein.

Kleist sieht sich ebenfalls im Mönch, aber sieht nur einen Verlorenen, den von seiner Sehnsucht Betrogenen. Sein Mönch ahnte auch etwas, vielleicht allzu lange sogar.

Aber jetzt ist das Sausen und Brausen leer und sinnlos wie das Gekreische der Möwen. Wozu sich noch aufrichten? Worüber noch grübeln? Ich bin „der einzige Lebensfunke im weiten Reiche des Todes“. Wozu?

Friedrich hat also Kleist nicht erreicht mit seinem Bild, ihn vielleicht sogar ungewollt weiter in Richtung des Selbstmords getrieben. Das ist das Risiko, das Wagnis, wenn der Künstler nichts Objektives mehr zeigt oder gar lehrt, sondern wenn er versucht, das eigene Erleben in der Seele des Betrachters zum Mitschwingen und -Klingen zu bringen. „Nachempfindung“ nennt das die Romantik.

Was Friedrich uns in seinem „Mönch am Meer“ nachempfinden lassen will, hat er selbst in wenigen Versen niedergelegt, mit denen ich schließe:

[Schwarz rollt das Meer uns an,]⁴

„Dunkelheit decket die Erde,

Ungewiß ist aller Wissen doch nur,

Es leuchtet im Abend der Himmel,

Klarheit strahlt von oben.

Sinnet und grübelt, wie ihr auch wollt,

Geheimnis bleibt euch ewig der Tod,

Aber Glaube und Liebe sieht

Freude und Licht jenseits dem Grabe.“⁵

Amen.

Pfr. Dr. Matthias Dreher

⁴ Vom Prediger hinzugesetzt, um an das Bild anzuschließen.

⁵ Eimer, CDF. Auge und Landschaft 145.

Zusatz: Nicht verwendet

„Der Mensch und das Meer“ von Charles Baudelaire

Du freier Mensch, du liebst das Meer voll Kraft,
Dein Spiegel ist's. In seiner Wellen Mauer,
Die hoch sich türmt, wogt deiner Seele Schauer,
In dir und ihm der gleiche Abgrund klafft.

Du liebst es, zu versinken in dein Bild,
Mit Aug' und Armen willst du es umfassen,
Der eignen Seele Sturm verrinnen lassen
In seinem Klageschrei, unzähmbar wild.

Ihr beide seid von heimlich finstrier Art.
Wer taucht, o Mensch, in deine letzten Tiefen,
Wer kennt die Perlen, die verborgen schliefen,
Die Schätze, die das neidische Meer bewahrt?

Und doch bekämpft ihr euch ohn' Unterlass
Jahrtausende in mitleidlosem Streiten,
Denn ihr liebt Blut und Tod und Grausamkeiten,
O wilde Ringer, ewiger Bruderhass!⁶

⁶ Gedicht aus dem Zyklus: Trübsinn und Vergeisterung;
Übersetzung von Stefan George.